

„Nur, was soll ich damit anfangen?“ —
Nur die Leute Indiens, auch die
anderen Gesellschaften legen ihren Ver-
hältnissen entsprechend gern ihre Ersparnisse
in Gold und Juwelen an. Auch die Mode spielt
hier eine Rolle. Am beliebtesten ist bei Frauen
und Männern das Planeten-Ornament, ein Stein
aus Gold oder Platin der mit sieben Steinen
besetzt ist, von denen jeder einem Planeten ge-
weihet ist, so der Rubin dem Venusplaneten oder
Jupiter, der gelbe Saphir dem Mars oder
Merkur usw. Unter den Frauen findet man
immer noch Anhängerinnen der Mode des
Kaiserreiches, eines dünnen Goldreifens mit
einem juwelengeschmückten Anhänger.

Sehr schwierig ist der Zugang zu den Tem-
pelschreinen. Während man zu den buddhistischen Tem-
peln noch eher Zutritt erhält, sind die Schreine
hauptsächlich der Hindu-Götter streng ver-
schlossen. Es gelang ihm jedoch, einen Blick auf
einige Schreine des großen „Goldenen Tempels“
von Amritsar zu tun. Nachdem schwere Pan-
zertüren geöffnet worden waren, erblickte er
massive goldene Türen von vier Fuß Höhe, die
mit wundervollen Zeichnungen bedeckt waren.
Man zeigte ihm auch einen Schrein aus reinem
Gold, der sich natürlich nicht aufspannen ließ.
Er hatte zwei Fuß im Durchmesser, war mit
Diamanten und Rubinen überfüllt und hatte
eine Fronte von Perlen, die einen Fuß tief
herabreichte.

Der Spiegel der Sonnengöttin zieht um

Die Nacht, da ganz Japan in der Vergam-
genheit lebt. — Eine Hütte als japanisches
Nationalheiligtum.

Von E. C. O. 3. Tokio.

Kiesige Bauten aus Stahl und Beton, Wa-
renhäuser, Kaffeeplantagen, ratternde Straßen-
bahnen, endlose Kraftwagenstraßen, rasches
Weltstadttraben, nimmer ruhender Lärm kenn-
zeichnen das Tokio von heute. „Das ist das
Gesicht des modernen Japans“, wird der Aus-
länder sagen, und er hat recht. Doch nur zum
Teil. Denn es gibt ein zweites Japan, das
Land der Göttergötter und der Kadamat-
ren, der göttlichen Tugenden verdienstlichen Tem-
pels, der stillen, verträumten Seen.

Ein Doppelgesicht besitzt Japan, das moderne,
farbige, und das ihm typische, seit Jahrtau-
senden unveränderte. Letzteres, das dem Frem-
den meistens abgemeldet ist, wurde allen sicht-
bar, als in diesem Herbst der eine Gedanke der
ganzen Völk für eine Nacht faszierte: Der
Spiegel der Sonnengöttin zieht um!

Stundenlang verlag das moderne Japan
seiner selbst und lebte nur in der Vergangenheit;
es erinnerte sich nicht an sie, wie wir
Weissen es vielleicht tun müßten, sondern es
strebte alles Moderne für Stunden ab wie ein
Kleid, überlieferte sich dem Jahrtausende
und fühlte im Geiste der Vorfahren.

Alle zwanzig Jahre nun tritt dieser größte
Tag im geistigen und religiösen Leben Japans
ein. Er ist der einfachste und eben durch seine
Einfachheit so wirkungsvolle Ausdruck eines
Glaubens, der mehr bedeutet als eine Religion:
der die Grundlage für das politische und geistige
Dasein des Landes bildet.

Amaterasu Omikami, die Sonnengöttin, ist
die Ahnfrau des kaiserlichen Hauses. Sie gab
dem ersten Herrscher den heiligen Spiegel, das
Symbol der Reinheit, das Zeichen ihrer selbst,
und er baute für ihn auf der Halbinsel Ise eine
einfache Hütte, die gemeinhin die Hütte des
Landes. „Du wirst in diesem Reiche wohnen
und über die weiten Felder und Wälder
herrschen.“ Mit diesen Worten legte die Göttin
den ersten Kaiser auf den Thron, und solange
das japanische Volk noch an Amaterasu glaubt
wird die Regierung des Mikados unerschütter-
lich sein.

Die ursprüngliche Hütte, der Tempel des
heiligen Spiegels, ist längst vermodert. Doch
alle zwanzig Jahre ersticht sie von neuem in
alter Gestalt, weil kein Sterblicher es wagen
dürfte ihr Strohdach zu betreten, ihre Wände
aus rohem Holz zu berühren, um Schäden an
ihren auszuheilen. Wie ein primitives Eingee-
borenenhaus auf einer Südeinsel steht sie auf
ihren niedrigen Pfählen, und doch ist sie für
den ganzen Japan das Herz des Landes. Das
zwanzig Jahre das Herz des Landes. Das
Kaiserhaus, die Minister und Würdenträger
beugen sich vor ihr, die in Europa dem gering-
sten Arbeiter als Wohnung zu armlich wäre.
Kein Gebäude auf Erden wird mit der glei-
chen peinlichen Sorgfalt errichtet wie diese ein-
fache Tempelhütte. Nicht jedes Holz ist für nicht selten von den Unholden in ihren Gärten

ihren Bau geeignet. Es darf nur in den
Wäldern von Kiso geschnitten werden und muß
ohne Fehler, ohne jeden Ast sein. Die Priester
prüfen jeden Balken und reinigen in wiederhol-
ten Zeremonien jeden, der im weißen Ri-
tualkleid das Holz herbei trägt und die Stämme
zurecht hakt. Bauern, auf deren nicht der
geringste Makel lastet, müssen es sein, die in
weißen, gelben und roten Gewändern den Reis-
feldern, der jetzt der Göttin geopfert wird.
Einen Monat nimmt die Errichtung der neuen
Tempelhütte in Anspruch. Ist der Bau beendet,
so beginnt die Zeremonie ihrer Aus schmückung.
Sie ist in allen Einzelheiten vorgeschrieben, und
selbst jeder Hammerhieb muß von bestimmten
Handlungen begleitet sein. Wird ein Fehler
begangen, eine Kleinigkeit übersehen, so darf
nichts weiter gemacht werden. Manzig Jahre lang
wird das Verbotnis die Göttin kränken, und
die Verantwortung der Priester ist deshalb
schwer. Die Zeremonien selbst bleiben ein Ge-
heimnis, das die meisten Eingeweihten ängst-
lich wahren. Ist die Aus schmückung der neuen
Hütte beendet, so prüft der Oberpriester, an der
Spitze seiner Priester den Tempel und verkün-
det, die Hütte sei zur Aufnahme des Heilig-
tums bereit.

Dreihunderttausend Japaner hatten sich in
diesem Jahre aus allen Teilen des Landes ein-
gefunden, um der Prozession vom alten zum
neuen Tempel aus der Ferne beizumohnen.
Dreißig Millionen dachten zwei Stunden lang
nur an den heiligen Spiegel, knieten in den
Tempeln von Ise bis Kofu, den Blick in
die Richtung nach Ise gerichtet, und der Kaiser
lag im alten Hofkleid im Garten des Palastes
um sein Gebet zur Ahnfrau Amaterasu in dem
Augenblicke zu beginnen, da dreihundert Kilo-
meter entfernt die Tür zum alten Tempel ge-
öffnet wurde.

Um sieben Uhr zehn Minuten las der Ober-
priester das Gebet, das der Sonnengöttin den
unmittelbar bevorstehenden Umzug ihres heili-
gen Spiegels verkünden sollte. Doch fast eine
Stunde später erst erschien die Spitze der Pro-
zession von Priestern und Würdenträgern, un-
ter ihnen der Ministerpräsident Hamaguchi, in
ihren weißen Kleidern, die steif vom Körper ab-
stehen. Zu den klagenden Tönen der Kirchen-
musik des Schintokultus bewegte sich der Zug
langsam unter den hohen, düsteren Kryptomen-
ten des Haines von Ise. Die Fackeln warfen
ihre spielende Lichter über die Priester, die Bo-
gen- und Schwertträger, und schufen im Verein
mit dem düsteren Hintergrund ein Bild, das
nicht der modernen Wirklichkeit anzugehören
schien, sondern wie ein Gemälde aus den längst
vergangenen Zeiten der Sogune und Samu-
rais anmutete. Vor dem Oberpriester, der den
Schrein mit dem Spiegel trug, trugen niedere
Geistliche die Strohmatten auf, die nur sein
Fuß betreten durfte. Schleier aus weißer Seide
schützten das Heiligtum vor allen Blicken, und
der Schrein aus dem rituellen Stroh bewachte
es vor dem langsamen rinnenden Regen. In un-
übersehbarer Menge lagen die Gläubigen, die
nicht zu den wenigen bevorzugten Teilneh-
mern an der Prozession gehörten, meist vom
malerischen Zuge aus den Knien im Regen.

Kurz nach halb neun Uhr erreichte der Zug
die neue Hütte. Die Einweihung des Tempels
währte dreißig Minuten, und auch die hier be-
achteten Zeremonien entzogen sich den Blicken
und der Kenntnis aller nicht Eingeweihten.
Zehn Minuten nach neun Uhr erhielt die war-
tende Menge, daß der heilige Spiegel an der
Stätte niedergelegt war, die er für die nächsten
zwanzig Jahre nicht verlassen soll. Zehn Mi-
nuten später sprach der Oberpriester das Schluß-
gebet, mit dem er der Göttin die Beendigung
der Feier verkündete.

Wenn auch nur dreihunderttausend Japaner
dem Schauspiel von weitem beizumohnen durften,
so werden doch Millionen in den nächsten zwei
Jahrzehnten den Tempel der Sonnengöttin auf-
suchen, denn, was dem Mohammedaner die
Reise nach Mekka bedeutet, das ist dem An-
hänger der Schintolehre die Wallfahrt
zum heiligen Spiegel. Kein Beamter
wird seine neue Stellung antreten,
kein Kaufmann sich über den günstigen
Jahresabschluß freuen, ohne vor der Hütte zu
beten, die das Heiligtum des Landes, den Schrein
der Monarchie gegen umstürzlerische Gedanken
birgt.

Die geheimnisvollen Schnee- männer vom Himalaya

Schon seit Jahrhunderten geht bei den indi-
schen und mongolischen Völkern der süd-
lichen Himalaya die Sage, in den Bergen um
den Everest und den Randjunga trieben ge-
heimnisvolle Riesen, die Schneemänner, ihr
Leben. Angeblich wurden die Fußspuren ihrer
Sagengestalten oft bemerkt und Hirtent-
en peinlichen Sorgfalt errichtet wie diese ein-
fache Tempelhütte. Nicht jedes Holz ist für nicht selten von den Unholden in ihren Gärten

belagert, bis sich die Riesen mit dem im Freien
vorgefundenen Rasse oder mit Schafen begnüg-
ten und abgaben. Die Sogpas wie diese
Schneemänner im Volksmund hießen — sollten
eine anderen Menschen unverständliche Sprache
reden, die dem Bockern der Führer gleich, acht
bis zehn Fuß groß sein und im Gebiet des em-
gen Schnees hausen. Außerdem wurde erzählt,
die Weiber dieses Riesenstammes kämen manch-
mal in die Täler hinab, lauerten jungen Män-
nern auf und nahmen sie mit in ihre Höhlen-
wohnungen, weil sie auch einmal etwas zartere
Liebhaber besitzen wollten als ihre ungefügen
Rassegenossen. Natürlich wurden diese Erzäh-
lungen in das Gebiet der Fabel verweisen, ob-
wohl die Tatsache feststand, daß verschiedent-
lich junge Männer verschwanden. Da brachte
die Everest-Expedition des General Bruce die
Nachricht nach Darjeeling, einige Mitglieder
hätten in der Nähe des Talung-Gletschers durch
das Fernglas Schneemänner beobachtet, leider
aber keine Aufnahmen von ihnen machen kön-
nen. Im Oktober 1923 meldete ein britischer
Bergsteiger, er habe in einer Nacht die Sogpas
um seinen Lagerplatz streichen hören, und am
anderen Morgen seien die im Freien gelassenen
Proviandkisten erbrochen und beraubt gewesen.
Nun kommt von der deutschen Expedition, die
sich die Erstbesteigung des Randjunga zur
Aufgabe machte, eine merkwürdige Bestätigung
dieser Meldungen. Die Forschungsgelehrte
will bei Lager 5, nahe am oberen Ende des
Zemu-Gletschers, zwei Sogpas gefangen haben,
die sich in geschwundenen Tönen unterhielten. Am
anderen Morgen waren die deutlichen Spuren
riesenhafter Füße im Schnee zu sehen. Ange-
blich befinden sich unter den von der deutschen
Expedition nach Darjeeling gebrachten Lichtbil-
dern auch Aufnahmen von diesen Sogpas, so
daß eine gewisse Aufklärung in dieser geheim-
nisvollen Angelegenheit zu erhoffen ist.

Der Stein des Lebens.

Bei den verschiedenen Völkern des Vorder-
asiens sind noch zahlreiche Begräbnisstätten aus
alter Zeit in Gebrauch, die auch heute, nachdem
Sinn und Bedeutung durch spätere Kulturen
verloren oder gar vernichtet worden sind, von
dem jäh am Vortagebrachten hängenden Volke
in Ehrfurcht gehalten werden. So unterschiedlich
die Begräbnisstätten auch im einzelnen oft sind,
so läßt sich bei ihnen doch manches Gemeinsame
feststellen. Hierher gehört unter anderem der
famenannte „Stein des Lebens“, dessen Bedeu-
tung durchweg darin besteht, der Seele des
Verstorbenen für die Zeit von seinem Tode bis
zur Bestattung als Unterhalt zu dienen. Die
sich um den Stein des Lebens gruppierenden
Zeremonien beginnen in dem Augenblicke, das
sich der Mensch aus den Händen der Frauen, die
ihn bisher getragen haben, in die der Männer
überreicht. Mit diesem Stein verbricht der
älteste Sohn des Toten den Wasserkrug, den er
um den Scheiterhaufen getragen hat, und sym-
bolisiert durch das Zerbrechen des Kruges
die Trennung der Lebenskraft von dem Körper
des Verstorbenen. Viele hinduistische Stämme
pflegen auch die Sitte, die den Leichnam
mit seiner wahre verbinden, durch den Stein
des Lebens zu verbinden. Keinesfalls aber
darf er mit dem Erdboden in Berührung kom-
men, da die Seele entgegen sieht, durch Irdis-
ches Schaden nehmen könnte. Nur dem rin-
nenden Wasser darf ihre letzte sichtbare Woh-
nung anvertraut werden.

Hat die Erde Raum für alle?

Die Frage nach der Tragfähigkeit des Erd-
raumes steht im Mittelpunkt des soeben erschie-
nenen Hefes der „Koralle“. Prof. Wolf be-
handelt in einer groß angelegten Studie
„Kampf der Kontinente“ den Streit der Rassen
unter geographischen und wirtschaftlichen Ge-
sichtspunkten. Die biologische Seite des Be-
völkerungsproblems erörtert Dr. Schwoner in
dem Aufsatz „Droht Ueberbevölkerung?“ Wem
die überfüllte Heimat Arbeit und Erfolg ver-
weigert, der sucht sich draußen ein neues Pa-
terland. A. E. Johansen betrachtet in „Einem
Aufsatz „Zwischen den Vaterländern“ die Be-
ziehungen zwischen den Auswanderungsgesell-
schaften und der wirtschaftlichen Lage unserer Heimat.
Die überwiegende Mehrheit aller Auswanderer
stammt vom Lande; die Gründe hierfür erör-
tert Freiherr von König in „Einem Aufsatz
„Bauer in Not“. Wenn auch die Technikierung
die Voraussetzungen für eine bedeutende Erhö-
hung der Einwohnerzahl schafft, so macht doch
zunächst einmal jede neue Nationalitätierung
Menschen brotlos; hierüber spricht Schäfer in
„Einem Aufsatz „Reifezeit der Nationalisierung“.

Verantwortlich: H. E. M. m. n. A. A. A.
Druck und Verlag: Dr. E. C. A. n. A. A.



Beilage zum Altener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 44 Donnerstag, 21. November 1929

Verzeichnis der unter Naturschutz gestellten alten und bemerkenswerten Bäume im Kreise Altener

Stadt Altener:

1. Kalkstein (weißblühend) auf dem Grundstück des Drahtziehers Otto Schmebeck, Am Schreid.
2. Eiche am Auerling am Eingang zur Sieb-
lung am Hagenberg.
3. Kalkstein an der lutherischen Kirche.
4. Kalkstein an der Markstraße.
5. Ältere Linde auf dem Grundstück der
Frau Emil Seuter an der Eggstraße.
6. Mehrere ältere Eichen auf dem Grund-
stück des Landwirts A. Nagweg an der Zwei-
leimut.
7. Eine Kieferngruppe auf dem Grundstück
der Ja. L. Schiffer und der Witwe A. Uhlen-
hut am Breitenhagen.

Stadt Plettenberg:

8. Linde auf dem Grundstück Flur 1 Nr.
689/125 der Steuergemeinde Plettenberg
(Eigentümer: Plettenberger Straßenbahn A.
G.).

Stadt Nachrodt:

9. Hülfsbüsch in Heide bei Wiblingwerde,
zwischen dem Wohnhaus des Landwirts Karl
Heiermann und dem nach Weserde führenden
Weg.
10. Im Park des Hauses Nachrodt zu Nach-
rodt eine Blutbuche, eine Trauerbuche, eine
spitzblättrige Buche, eine Eibe, eine Kalkstein-
eiche, ein Mammutbaum, eine Kiefern-
eiche, eine Schwarzerle.
11. Eiche an dem Fußweg von Heide über
Rohland-Finkenlin nach Dömpel in der Nähe
von Finkenlin (E. von Carlomitz).
12. Eiche an dem Fußweg von Heide über
Rohland-Finkenlin nach Dömpel (E. von
Carlomitz).
13. Eiche an dem öffentlichen Wege Oppen-
hufen-Gut Zassenberg, 200 m südlich von
Oppenhufen (E. von Carlomitz).
14. Fichte am Wege in Dömpel 2. Auf dem
Walde der Gemeinde Nachrodt-Wiblingwerde
im Privatforst des Gutes Heide (E. v. Carlo-
witz).

Stadt Halver:

15. Die aus zwei Eichen, einer Eiche und
einem Ahornbaum bestehende Baumgruppe
auf dem Hofe des Landwirts Friedrich Eicher
zu Gloorfeld bei Halver.
16. Buche neben der Scheune des Landwirts
Herrn Pulvermacher zu Niedern-Bommert.
17. Auf dem Gut Boswinkel bei Halver je
eine Buche am mittleren Teich, im Obhof und
in der Nordostecke der Hofweide; eine Buche
und Eiche am unteren Teich; der das Ver-
walterhaus umgebende Buchenbestand; der
Eichenbestand auf der Ostseite des Hofes an
der Straßenbiegung.
18. Silberpappel am Hause des Gutsbesizers
Eugen Zimmermann in Anschlag an der Eisen-
bahntrasse.
19. Buche in Nieder-Ennepe bei Halver zwi-
schen Wohnhaus und Scheune der Frau Wwe.
Tschel.
20. Eiche beim Hause des Gutsbesizers
Friedrich Pulvermacher in Langenheid bei
Halver.
21. Linde auf dem Schulplatz in Gloorfeld.
22. Linde auf freiem Felde auf dem Eigen-
tum der Wwe. Hugo Wislmann in der Nähe
von Haus Heide.
23. Zwei Eichen in Schlachtenrade auf dem

Eigentum des Herrn Gust. Schriever südlich
und nördlich vom Wohnhause.

Stadt Herford:

24. Nachrodtbäume und -büsche (Nach-
rodt), Bestand von 7-8 Morgen, in dem Wald-
gebiet zwischen Gasmert und Holte (Besitzer
der größeren Fläche Landwirt Woeite zu Gas-
mert).
25. Sommerlinde am Schweinehof des Päch-
ters H. Winkler in Altener bei Herford auf dem
Eigentum des Rechtsanwaltes Dr. Wolff,
Banne-Eickel.
26. Sommerlinde am Bach am Wege nach
Oberlindeberg bei Herfordermühle auf dem
Eigentum des Gutsbesizers Grünwald-Kirchhün-
den (Pächter H. Wertheim).
27. Rotbuche hinter „Böckes“ an der Land-
straße Neuhof-Neuemühle „In den Erlen“ auf
dem Eigentum des Gen.-Dir. Theodor Berg
zu Werbold (Pächter A. Dämer).
28. Die größte der drei Kalksteinen vor dem
Bachhof H. Winkler in Herfordermühle.
29. Ebendort eine Stieleiche.
30. Winterlinde vor dem Wohnhause des
Fritz Kellermann in Herford.
31. Die dicke Linde in Strin im Obhof des
Pächters A. Schulte (E. Dr. Rönning Wwe.).
32. Sommerlinde auf dem Grundstück des
Chr. Brühne und der Wwe. S. Knipp in Rā-
rin.
33. Sommerlinde in Neuemühle bei Kilo-
meter 21,5 an der Landstraße Neuhof-
Augustenthal (Gutsbesitzer Wolmann-Somert).
34. Stieleiche (Hülse) an der Giebelwand
des Hauses Albert Lohr in Wertheim.
35. Traubeneiche in einer Heide aus Weid-
dorn und Felsenkorn in der Nähe von Haus
Happel auf dem Grundstück der Erben von
Höhrbrink.
36. Sommerlinde vor dem Wohnhause des
Pächters A. Dämer in den Erlen (Gen.-Dir.
Theodor Berg, Werbold).
37. Sommerlinde vor dem Wohnhause des Chr.
Brühne in Rārin gegenüber.
38. Sommerlinde vor dem Wohnhause des
Wilhelm Eick in Banne-Eickel.
39. Winterlinde im Schweinehof des Päch-
ters H. Winkler zu Banne-Eickel (Rechtsan-
walt Dr. Wolff, Banne-Eickel).
40. Traubeneiche am Kreuzweg Herford-
Lindenfeld (Herford-Altenermühle (Pächter
Karl Vinken, Pächter; Besitzer Gehr. Grün-
wald in Kirchhunden).
41. Traubeneiche am Wege nach Ober-
Stuberg (Pächter H. Wertheim); Gehr.
Grünwald-Kirchhunden).
42. Traubeneiche in der Wiese am Bach un-
weit des Weges Hühnerhagen-Eisen (Erben
von Höhrbrink zu Haus Happel).
43. Traubeneiche 100 m oberhalb Hüh-
nerhagen am Wege Eisen (ebenfalls).
44. Traubeneiche in Hühnerhagen am Wege
(ebenfalls).
45. Stieleiche in der Heide hinter dem
Wohnhause des Bihl. Schöller in Brenscheid
Wohnhause am Gartenzaun vor dem
Wohnhause des Pächters Th. Stepmann in
Schönebeck (E. Wwe. Kfmann in Linden-
feld).
46. Schwarzerle am Albeck neben Eicher
und Kalkstein im Eigentum des Emil Schür-
mann in Schwarze Ahe.

Stadt Riepse:

48. Zwei Linden westlich auf einem Hügel
im Norden der Heide von Haus Rhade (E. Ja-
brinkant G. Schmöke in Riepse).
49. Eiche in Rhodermühle gegenüber der
Wirtshaus, neben der Regelbahn (ebenfalls).
50. Zwei Linden (soßen Thinas- und Kaiser-
linde) am Wege nach Hohenholten an der Weg-
kreuzung Blankenberg — Wolzenburg und
Riepse-Hohenholten.
51. Die Kalkstein in einer Mulde westlich
von Riepse am Wiesenhang.
52. Fichte in Bollm am Eingang zum Ju-
bachthal am Hause Boswinkel.
53. Drei Eichen im Park des Gutsbesizers
August Boswinkel vorm Jern bei Riepse.
54. Drei Ulmen im Garten des Gutsbesizers
„Berliner Hof“ (Fr. Rübner) zu Riepse.
55. Zwei Linden gegenüber Haus Nr. 179
zu Riepse am Weg ins Bolmetal (Gemein-
heit des Hofes Linden).
56. Im Park des Gutsbesizers Kap. zur See
a. D. Buchholz zu Neuenhof zwei Rotbuchen,
eine Ballamanne, eine Gabelschichte, eine
Lärche.
57. Stubbeneiche (Kopfbuche) bei Unter-Eling-
hausen im Waldtal von Markeshagen zum
Eisenhammer (Besitzer vom Hofe).
58. Hülse und Rotbuche auf dem Eigen-
tum der Wwe. Grote in Riepserhagen.
59. Fichte im Vorhof des Hauses Hofwinkler
in Bollme.
60. Rotbuche in Dörscheln am Weg nach Grä-
nenweg (E. Krone-Dörscheln).
61. Hülse im Garten des „Berliner Hofes“
(Fr. Rübner) in Riepse.

Stadt Riepse:

62. Lärche und Fichte in Oedenthal in einer
Heide an einer Uferböschung, mit den Kronen
ineinanderhängend, auf dem Grundstück des
Rittergutsbesizers H. v. Holzbrink.
63. Traubeneiche am Gehöft in Heide bei
Oedenthal am Rande der Weide (E. wie vor).
64. Stieleiche ebenso in Heide.
65. Winterreihen in Neuenhof am Waldrand,
eine Stieleiche über dem Bach, ein Bestand an
den Fichten.
66. Eiche (Stieleiche) in Oedenthal auf dem
Grundstück des Grafen v. d. Busche-Kessel.
67. Die alten Eichen in Rittinghausen an
der Westseite des Wohnhauses (E. wie vor).
68. Eiche im Kamp bei Ellinghausen (E. wie
vor).
69. Die 9 Buchen recht (8) und links (1) des
Waldweges von Stilleking nach Spielwiese
etwa 150 m oberhalb der Schänke (E. wie
vor).
70. Zwei Linden im Kamp bei den Häusern
in Ellinghausen (E. wie vor).
71. Linde in Westerfeld hinter dem Wohn-
hause Stahlhümmel (E. wie vor).
72. Linde in Nieder-Wintendeck an der Gie-
belwand des Bauernhauses von Ernst Woeite
(E. wie vor).
73. 2 Linden in Wölfe, die eine auf dem
Grundstück des Karl Wölfe neben dem unteren
Bauernhofe, die zweite, eine Sommerlinde,
beim oberen Hofe. (E. Gut Neuenhof).
74. Linde in Stilleking beim Wohnhause
(Lehngerichtslinde) (E. Gut Neuenhof).
75. Rotbuche im Hofe des Ernst Wömann
in Altenhülse (E. Gut Neuenhof).
76. Hülfsbaum am Wege von Fernhagen
nach Velkenfeld (E. W. Schriever, Fern-
hagen).
77. Ein Bestand von Hülfsbüschen und
strauchern in Eoringhausen Heide zwischen
den Wegen Heidefeld-Lindenfeld und der Auto-
straße Heidefeld-Krummenohl (E. verchie-
dene Eigentümer der umliegenden Geböfte).
78. Linde mit aufgeschlagenen Ebereschen
am Quellbach der Elpe beim Bachhof Velken
(E. Neuenhof).
79. Linde in Gonsel auf dem Hofe des Herr-
mann Schröder.
80. 2 Eiben nebeneinanderstehend in Oth-
linghausen auf dem Grundstück des Karl Rie-
des.
81. Die alte Rotbuche inmitten der Ortschaft
Albringwerde auf dem Grundstück des H.
Beustermann.

82. Winterlinde im Hofraum des Emil Cleevers in Homet.
83. Die Buchsbaum-Stämmchen auf den Gutschof Borbet, am Gorteneingang (E. Erben Winkhaus).
84. Linde in Ober-Sunsheld vor dem Hause des Hugo Rahmede.
85. Die stärkste Rotkuche in dem Buchenstand am Schafstall des Gutschofes Borbet (E. Erben Winkhaus).
Am Meinerzhagen.
86. Großblättrige Linde in Meinerzhagen an der Gieselsseite des evangelischen Pastorates.
87. Großblättrige Linde unweit der Ortschaft Eck am Kreuzpunkt der Wege Meinerzhagen-Rotten und Hahnenbecke-Eck.
88. Linde auf der Anhöhe zwischen Meinerzhagen und Gieselsbecke.
89. Drei Hahnenbecken auf dem Schloßplatz in Hahnenbecken (Hahnenbecken-Haus).
90. Eberndorf im Schloßgarten eine Stechpalme (Hülse).
91. Rotbuche am Fußpfad der Reichs-Landstraße nach Kropfenberg (E. Erben Winkhaus).
92. Waldborn in Hahnenbecken (E. Erben Winkhaus).
93. Sommerlinde in der Nähe des Wohnhauses von Fritz Fernholz in Kropfenberg.
94. Rotbuche neben dem Wohnhause des Karl Abel in Eichenhagen bei Walbert.
95. Rotbuche im Hofraum des Theob. Hefers in Berg bei Walbert.
Am Neuenrade.
96. Die sogenannte „Eine Eiche“ (Merkbaum) an dem Wege von der Wilhelmshöhe nach Hülshausen auf dem Grundstück Flur 2/145 des Apothekers Fritz Erone in Gieselsberg.
97. Die alte Eiche sowie die Linden „Auf dem Wall“ in Neuenrade.
Am Hettlingen.
98. Die in Hettlingen rechts und links vor dem Empfangsgebäude der Reichsbahn stehenden zwei Linen.
99. Eiche oberhalb Gansmecke am neuen Sonnenbader Weg.
100. Vier Hülse (Stechpalme; pyramidenförmig gezogene Bäumchen) in Schwarzenberg im Garten der Forsterei unterhalb der Ruine (E. Erben Winkhaus) zu Jn- und Kropfenberg.
101. Die „breite Eiche“ in Kropfenberg am Wege nach Hettlingen.
102. Linde in Hettlingen bei Haus Nr. 34 am Wege.
103. Eiche in Hettlingen im Anwesen von Wilhelm Kellermann.
104. Hülse in Hettlingen unterhalb dem südlichen Waldrand.

Totenkult

Von Professor Dr. Karl Roth-München.

Mit dem Augenblick, in dem sich in dem primitiven Menschen ein Ahaen von einem zweiten jenseitigen Leben regt, beginnt auch der Totenkult. Durch die Toten haben ihn im Laufe vieler, vieler Jahrhunderte starke Wandlungen unterworfen. Das Dunkel, das über dem Leben nach dem Tode liegt, muß auf das Verhältniß des Lebenden zum Toten verchiedenartig wirken und damit auf die Zeremonien der Bestattung, auf Trauerfeste und die verschiedenen Arten von Verehrung, mit denen man auf das künftige Geschick der Toten einwirken zu können glaubt. Denn man nimmt auch nach dem Tode einen Zusammenhang von Körper und Seele an, und es ist da nicht gleichgültig, ob und in welchem Zustand der Körper weiter besteht. Daraus ergibt sich die verschiedenen Bestattungsformen. Dabei ist überall der Glaube herrschend, daß die Geister der Abgestorbenen auf das Leben der Hinterbliebenen einwirken können, in gutem wie in bösem Sinne. Deshalb tritt in den ursprünglichen Trauerzeremonien überall die Fürsorge für den Verstorbenen zutage, der es im Jenseits nicht schlechter haben soll als in diesem Leben. So wird verbunden das Streben, auch dem Toten ein Heim zu schaffen und ihm die höchsten Ehren zu erteilen. Bettet noch der Primitive, der selbst nur in einer Höhle wohnt, den Verstorbenen wieder in eine Höhle, die er mit einer Steinplatte verriegelt, so baut der Ägypter dem Toten ein wohl eingerichtetes Haus und gibt ihm alles bei, dessen der Lebende nicht bedurfte. Man stellt ihm Speise und Getränke an oder in das Grab oder deutet dies an seiner Grabstätte an. Man speist selbst an seinem Grabe und läßt ihn daran teilnehmen. Man gerade durch die Totenmacht will man

Aber doch — es hat den Toten etwas Unheimliches an. Man sucht sich ihm gegenüber unsicher; man sieht ihn, des Leibes ledig, um Besitze einer höheren Macht, die er auch zum Schaden der Hinterbliebenen fühlen lassen kann. Schon babylonische Zauberprüche erklären umher irrende Geister als Schöpfer von Krankheiten und allerlei Ungeheuer. Da sucht man auf die Abgestorbenen einzumirken, sie günstig zu stimmen. Man ergeht sich schon an der Leiche in mildesten Klagen, zerrt an die Haare, zerfetzt die Kleidung, wälzt sich um Staub und Schmutz, zerfetzt sich Gesicht und Brust. Von den Ägyptern berichtet uns Herodot, daß sie sich ein Stück Ohr abtrennen, in die Arme Schnitte machen, Stirn und Nase zerkratzen und sich durch die linke Hand einen Pfeil stoßen. Blut wird den unterirdischen Mächten geopfert. So bilden sich regelrecht wiederkehrende Zeremonien, Opfer und Gaben zum Kultus aus, der sich an das Grab schließt. Totenkult wird Grabeskult. Hier hat die Seele ihre Ruhe gefunden; von hier aus wirkt sie. Bei den Chinesen ist die Trauer um den Verstorbenen zum gottesdienstlichen Akt geworden. Die Trauergebräuche hängen hier eng mit dem Ahnenkult zusammen. Jedes bessere Haus hat seine Ahnenhalle, nichts anderes als die Hauskapelle, in der man immer der Verstorbenen liebend gedenkt. Einmal im Jahre gedenkt man auch bei den indogermanischen Völkern der „Väter“ und ihrer Seelen und bringt ihnen Gaben an Speise und Wein dar. Die Perser, die schon sehr entwickelte Andenckung über das Leben nach dem Tode haben, feiern ein dreitägiges Totenfest. Mit Opfern und Gebeten an den Todesengel sucht man der Seele durch alle Prüfungen zum Paradies zu verhelfen. Im späteren Altertum ist der Grabkult sehr verbreitet. Nicht immer und überall fallen aber die Totenfeiern in die Zeit des Absterbens der Natur; vielfach, so in der alten Mittelmeerwelt, gerade in eine Zeit, in der die Natur in voller Pracht steht, in die Zeit der Rosenblüte. Gerade die Rose, die sonst den Mittelpunkt froher Feste bildet, steht in enger Beziehung zum Totenkult und dient vorzüglich zum Schmuck der Gräber. Sie wird in solchen Mengen verwendet, daß die Totenstätten daran geradezu den Namen „pratum cojarum“, „Rosengärten“, führen.

Christentum und Islam haben dem Tod seine Schrecken genommen. Ist doch für beide das diesseitige Leben nur eine Vorbereitung für das jenseitige, das aus dem Tode neuer und höherer Frucht erblüht. Die wilden Trauerzeremonien, wie sie der Orientale und Südländer übt, sind hier nicht mehr am Platze. Schon die alten Kirchenväter wendeten sich gegen ein solches Uebermaß, und ein Korzill in Toledo verbot die Trauer schlechthin. Aber das mehrheitliche Gedenken an den für immer Entschlafenen konnte doch nicht aus der trauernden Seele genommen werden, und der Grabeskult blieb. In der ältesten christlichen Kirche begingen schon die Angehörigen und Bekannte eines Verstorbenen den Jahrestag des Todes durch gemeinsame Kommunion. Später trat für alle Ge-

Unsere Gräber da drüben

Vom Zentralnachweissamt und von Kriegsgräberfürsorge.
Von G. Eichenbach.

Der Totensonntag lenkt die Gedanken ungläubiger deutscher Familien nach Frankreich, Belgien, Rußland, Polen, überall dorthin, wo deutsche Soldaten den Heldentod für das Vaterland gestorben sind.

Die Gräberfürsorge untersteht dem Zentralnachweissamt für Kriegsverluste und Kriegsgräber, das bei Kriegsbeginn dem Kriegsministerium angegliedert war und sich jetzt als selbständige Zivilbehörde in einer früheren Garbafabrik in der Schmidt-Knobelsdorff-Straße in Spandau befindet. Die Grundzüge für die Einrichtung dieses Amtes bildeten die Verlustlisten im Kriege, die von 1918 ab durch Gräberbesichtigungen der Truppenteile und der Etappeninspektionen ergänzt wurden. Heute, elf Jahre nach Kriegsende, hat sich in Verbindung mit den alten Stammtafeln eine riesenhafte, aber sorgfältig gesichtetes Material angesammelt. Die Kartei besteht aus 15 Millionen Blättern und umfaßt über 100 Millionen Namen. Auch die Verluste in den Gefangenenlagern werden registriert. Das Material erstreckt sich auf die Kampagnen aller früheren Feindstaaten, so daß auf die neutralen Staaten und schließlich auf Liebesee. Im ganzen sind 33 400 Friedhöfe verzeichnet. Namentlich festgelegt sind eine Million Gefallene im Ausland und 800 000 im Inlande. Die Zahl der Gefallenen ist jedoch höher, sie beträgt rund zwei Millionen.

Die Verhältnisse in Frankreich, wo etwa die Hälfte unserer gefallenen Soldaten ruht, beschäftigen lange Zeit die Öffentlichkeit. In Deutschland die Fürsorge reichsweit geregelt, so geschieht das in den ehemaligen Feindstaaten durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages. Nach § 225 dieses Vertrages haben die Franzosen dafür zu sorgen, daß die Gräberstätten unserer auf ihrem Gebiete befindlichen Heeres- und Marineangehörigen mit Achtung behandelt und instand gehalten werden. Daraus ergibt sich, daß die Franzosen die Verpflichtung haben, die auf ihrem Gebiete liegenden deutschen Kriegsgräber zu erhalten und zu unterhalten. Dazu gehört die Entfriebrung, die Anlage von Wegen und Gräben sowie die Herstellung von Einzel- und Massengräbern, die Kennzeichnung der einzelnen Gräber und schließlich die dauernde Unterhaltung aller Gräber. Die deutschen amtlichen Dienststellen, das Zentralnachweissamt für Kriegsverluste und Kriegsgräber in Spandau und der Delegierte für die Gräberfürsorge in Frankreich, sind nach den mit der Zentralverwaltung des französischen Gräberdienstes, dem Pensionsministerium in Paris, im Jahre 1925 getroffenen Vereinbarungen die allein zuständigen amtlichen Organe für alle den Gräbern betreffenden Fragen. Den deutschen Angehörigen wird auf Antrag geholfen, auf den Gräbern ihren Toten feierlich oder besserer Holzernen Grabzeichen zu errichten und die Gräber nach bestimmten Vorschriften zu schmücken.

Frankreich kommt seinen Verpflichtungen nach, doch muß bei der deutschen Kritik berücksichtigt werden, daß wir hinsichtlich der Gräberpflege ganz andere Ansprüche stellen als die Franzosen, denen wir in der Friedhofskultur weit überlegen sind. Man muß ferner berücksichtigen, daß Frankreich außer den rund 900 000 deutschen Toten noch 1 1/2 Millionen eigene Gefallene zu betreuen hat. Jedes Einzelgrab wird mit einem die Inschrift tragenden Holzkreuz versehen, dessen Erneuerung alle drei bis vier Jahre erfolgt. Die Anlagen werden durch etwa 500 eigens für die deutschen Kriegsgräber bestellte Wärter unterhalten. Etwa 100 000 französische Soldaten mit zahlreichem Hilfspersonal übernehmen die Arbeiten. Da, wie schon erwähnt, die französische Gräber-

Totenglaube und Jenseitsvorstellungen im alten Orient

Von Dr. S. Oberlies.

Dem vorgeschichtlichen Menschen war der Tod etwas Unfassbares, dem historischen Menschen bedeutete er einen katastrophalen Einschnitt; aber bereits damals galt der Tod nicht als ein Ende, sondern nur als eine Unterbrechung des Lebens. In der Vorstellung der alten Völker lebte der Tote weiter! Aus dieser Anschauung heraus erklärten sich die Riten der Totenbestattung, die Gräberpflege und die Verehrung der Toten, denen zumal in Ägypten die immenswährende Sorge galt. Im Zweifelslande Mesopotamien, wo die Kulturen der Sumerer und der Babylonier, letztere in Babylon und Ninive, große Ruinenstätten hinterlassen haben, sorgte man sich nicht gering so sehr um die Toten wie in Ägypten. Schon die älteren Sumerer dachten sich nach dem Grablegen zu schließen, die Toten nach dem Grableben wie auf Erden, d. h. in der gleichen Weise, dazu mit allen anderen Geboten, essen, trinken, dazu mit allen anderen Bedürfnissen ihres irdischen Lebens. Die Bestattung Mesopotamiens machte eine ganz besondere Pflege der Wasserbereisung nötig. Solche Bestattung Friedhöfe gern in der Nähe von Kanälen, die das Land wie ein dichtes Netz überzogen. Auch legte man größten Wert darauf, daß jeder Tote sein Grab hatte und demnach mit heimlicher Erde bedeckt wurde, da sonst sein Geist ruhelos und damit demnächst umher irrte. Aus dieser Anschauung erklärt sich bei allen Völkern die Furcht vor den Toten, die schon in der Steinzeit dazu führte, die Toten in Höhlenstellung zu fesseln oder gar wie in Ägypten zu verpacken, um ihnen die Rückkehr zu den Lebenden unmöglich zu machen. Die sonstigen Vorstellungen über ein Jenseits waren unklar, obwohl hinsichtlich des Ortes als auch des Lebens. Man wußte nur, es war ein „Land ohne Heimkehr“ — trotz des Lebensquells, der dort sein sollte —, also ein trostloses Land, dieselbe traurige Schattenwelt ungeführ, wie wir sie zwei Jahrtausende später bei Homer geschildert finden.

Für den Babylonier war der Tod das unentzerrbare Geschick, das ehre Geleß, das über dem sterblichen Menschen waltete. Für ihn bedeutete der Tod das Ende der irdischen Herrlichkeit, das Aufhören des Genusses und der Freude, daher erlebte er von den Göttern als höchste Gabe recht langes Leben und irdische Unsterblichkeit durch zahlreiche Nachkommen. Bei den Babyloniern wie noch heute bei den Chinesen galt Kinderreichtum als eine Gnade der Götter und Gewähr für Pflege und Verehrung nach dem Tode. An sich sprach man mit orientalischer Gleichgültigkeit vom Tode des Geschicklichen, den die Götter in der Schicksalskammer für jeden festgelegt hatten. Die Babylonier begruben ihre Toten. Das Totenreich dachte man sich unter der Erde; der Eingang dazu lag wie stets im Altertum im Westen, dort, wo die Sonne unterging und die Wüste mit all ihren Schrecken und bösen Dämonen den Menschen erwartete. Ueber die Gewässer des Todes kam man hinunter in die Unterwelt. Diese war von einer liebessamen Materie mit sieben oder vierzehn Toren umgeben. Mitten im Totenreich lag der Palast der Unterweltsgötter. In der Unterwelt herrschte ein löwenköpfiges Ungeheuer. Die niederen Unterweltsgötter waren die bösen Dämonen — blutleibende, blutgaubende Ungeheuer. Allen Toten ob hoch, ob gering, winkte das gleiche Geschick. Von einem Strafgericht oder einer Art Erlösung, Befreiung aus diesem fürchterlichen Dasein fand sich nichts. Doch konnte man mit Hilfe von „Schwärmungspriestern“ die Totengeister rufen, und man hoffte auch, daß freundlich gesinnte Götter einst das ganze unheimliche, trostlose Totenreich zertrümmern würden und die Toten mehr als die Lebenden sein ließen. Bevorzugte konnten sogar den Göttern entrückt werden oder auch wie im Gilgameisch-Epos in ein Land, fern an der Mündung der Ströme, kommen, d. h. auf die Inseln der Seligen; dort war auch der Göttergarten mit dem Lebensbaum, der Früchte von Goldsteinen trug.

Bei den Ägyptern finden wir Jenseitsvorstellungen und Totenglauben der verschiedensten Zeiten und aller möglichen Völker im buntesten Gemisch und oft im Widerspruch zueinander; die Priester legten da niemandem Hindernisse in den Weg. Der Ägypter beschäftigte sich gern und viel mit den Toten. An die Sonne und ihre Bahn knüpfte die Vorstellung der Jenseitsvorstellungen. Den Lauf der Sonne nach dem Sonnenlauf betrachtete er als Abbild seiner irdischen Erdreise. Er unterlag alles selber machen. In Wirklichkeit um sie gar nichts für die deutschen Kriegsgräber.

Ähnlich wie in Frankreich wird die Gräberfürsorge in Belgien und in den Kampfgebieten der anderen Kriegsländer gehandhabt. Ueberall zeigt sich Entgegenkommen, nur nicht in Polen. Hier wurde im vergangenen Jahre ein deutscher Volksbund beauftragt, deutsche Jenseitsvorstellungen. Den Lauf der Sonne nach dem Sonnenlauf betrachtete er als Abbild seiner irdischen Erdreise. Er unterlag alles selber machen. In Wirklichkeit um sie gar nichts für die deutschen Kriegsgräber.

Totenglaube und Jenseitsvorstellungen im alten Orient

Von Dr. S. Oberlies.

Dem vorgeschichtlichen Menschen war der Tod etwas Unfassbares, dem historischen Menschen bedeutete er einen katastrophalen Einschnitt; aber bereits damals galt der Tod nicht als ein Ende, sondern nur als eine Unterbrechung des Lebens. In der Vorstellung der alten Völker lebte der Tote weiter! Aus dieser Anschauung heraus erklärten sich die Riten der Totenbestattung, die Gräberpflege und die Verehrung der Toten, denen zumal in Ägypten die immenswährende Sorge galt. Im Zweifelslande Mesopotamien, wo die Kulturen der Sumerer und der Babylonier, letztere in Babylon und Ninive, große Ruinenstätten hinterlassen haben, sorgte man sich nicht gering so sehr um die Toten wie in Ägypten. Schon die älteren Sumerer dachten sich nach dem Grablegen zu schließen, die Toten nach dem Grableben wie auf Erden, d. h. in der gleichen Weise, dazu mit allen anderen Geboten, essen, trinken, dazu mit allen anderen Bedürfnissen ihres irdischen Lebens. Die Bestattung Mesopotamiens machte eine ganz besondere Pflege der Wasserbereisung nötig. Solche Bestattung Friedhöfe gern in der Nähe von Kanälen, die das Land wie ein dichtes Netz überzogen. Auch legte man größten Wert darauf, daß jeder Tote sein Grab hatte und demnach mit heimlicher Erde bedeckt wurde, da sonst sein Geist ruhelos und damit demnächst umher irrte. Aus dieser Anschauung erklärt sich bei allen Völkern die Furcht vor den Toten, die schon in der Steinzeit dazu führte, die Toten in Höhlenstellung zu fesseln oder gar wie in Ägypten zu verpacken, um ihnen die Rückkehr zu den Lebenden unmöglich zu machen. Die sonstigen Vorstellungen über ein Jenseits waren unklar, obwohl hinsichtlich des Ortes als auch des Lebens. Man wußte nur, es war ein „Land ohne Heimkehr“ — trotz des Lebensquells, der dort sein sollte —, also ein trostloses Land, dieselbe traurige Schattenwelt ungeführ, wie wir sie zwei Jahrtausende später bei Homer geschildert finden.

Für den Babylonier war der Tod das unentzerrbare Geschick, das ehre Geleß, das über dem sterblichen Menschen waltete. Für ihn bedeutete der Tod das Ende der irdischen Herrlichkeit, das Aufhören des Genusses und der Freude, daher erlebte er von den Göttern als höchste Gabe recht langes Leben und irdische Unsterblichkeit durch zahlreiche Nachkommen. Bei den Babyloniern wie noch heute bei den Chinesen galt Kinderreichtum als eine Gnade der Götter und Gewähr für Pflege und Verehrung nach dem Tode. An sich sprach man mit orientalischer Gleichgültigkeit vom Tode des Geschicklichen, den die Götter in der Schicksalskammer für jeden festgelegt hatten. Die Babylonier begruben ihre Toten. Das Totenreich dachte man sich unter der Erde; der Eingang dazu lag wie stets im Altertum im Westen, dort, wo die Sonne unterging und die Wüste mit all ihren Schrecken und bösen Dämonen den Menschen erwartete. Ueber die Gewässer des Todes kam man hinunter in die Unterwelt. Diese war von einer liebessamen Materie mit sieben oder vierzehn Toren umgeben. Mitten im Totenreich lag der Palast der Unterweltsgötter. In der Unterwelt herrschte ein löwenköpfiges Ungeheuer. Die niederen Unterweltsgötter waren die bösen Dämonen — blutleibende, blutgaubende Ungeheuer. Allen Toten ob hoch, ob gering, winkte das gleiche Geschick. Von einem Strafgericht oder einer Art Erlösung, Befreiung aus diesem fürchterlichen Dasein fand sich nichts. Doch konnte man mit Hilfe von „Schwärmungspriestern“ die Totengeister rufen, und man hoffte auch, daß freundlich gesinnte Götter einst das ganze unheimliche, trostlose Totenreich zertrümmern würden und die Toten mehr als die Lebenden sein ließen. Bevorzugte konnten sogar den Göttern entrückt werden oder auch wie im Gilgameisch-Epos in ein Land, fern an der Mündung der Ströme, kommen, d. h. auf die Inseln der Seligen; dort war auch der Göttergarten mit dem Lebensbaum, der Früchte von Goldsteinen trug.

Bei den Ägyptern finden wir Jenseitsvorstellungen und Totenglauben der verschiedensten Zeiten und aller möglichen Völker im buntesten Gemisch und oft im Widerspruch zueinander; die Priester legten da niemandem Hindernisse in den Weg. Der Ägypter beschäftigte sich gern und viel mit den Toten. An die Sonne und ihre Bahn knüpfte die Vorstellung der Jenseitsvorstellungen. Den Lauf der Sonne nach dem Sonnenlauf betrachtete er als Abbild seiner irdischen Erdreise. Er unterlag alles selber machen. In Wirklichkeit um sie gar nichts für die deutschen Kriegsgräber.

Aus der Märchenwelt indischer Schatzkammern

Interessante Einzelheiten aus der Märchenwelt indischer Schatzkammern erzählt ein amerikanischer Journalist, William Horn, im „Hawauke-Herald“. Für den Indianer ist der Goldschatz nicht nur ein bloßes Schmuckstück, sondern er verleiht ihm ein geheimnisvolles Leben und eine wunderwirkende Macht. Besonders ist der Smaragd dem Indianer heilig, denn er ist der Stein der Reinheit, der gegen Gift und andere Uebel schützt. Eine der berühmtesten, wohl die größte der Smaragdkammern, besitzt der Maharadscha von Jodpur. Nach ihm kommen der Herrscher von Patanpur und der von Patiala. Der Gackwar von Baroda zahlt eine einzigartige Kostbarkeit sein eigen: einen Juwelentopf. Dieser Topf, der aus einem einzigen Smaragd besteht, ist mit einem einzigen Smaragdstein bedeckt. Der Smaragd ist so groß, daß er zwei Personen darauf setzen können, ist vollständig mit Smaragden, Smaragden und Smaragden bedeckt. Die Smaragdkammern sind von europäischen Sachverständigen auf fünf Millionen Dollar geschätzt worden. Daß der vornehme Indianer diese Schätze nicht als eine einzige Kostbarkeit betrachtet, geht aus einer Geschichte hervor, die unlängst ein reicher Amerikaner mit dem Rajan von Hyderabad erlebte. Der Herrscher führte seinen Gast durch die Schatzkammern. Man kam in einen Raum, in dem auf goldenen Stühlen aufgestellt waren, die einen Wert von 10 Millionen Dollar repräsentierten. „Aber Herr“, sagte der Amerikaner, „wissen Sie nicht, daß Sie bei Anlage dieses Geldes auf Zinsen jährlich dafür eine halbe Million mehr Einkommen haben würden?“ „Wahrscheinlich“, erwiderte der